

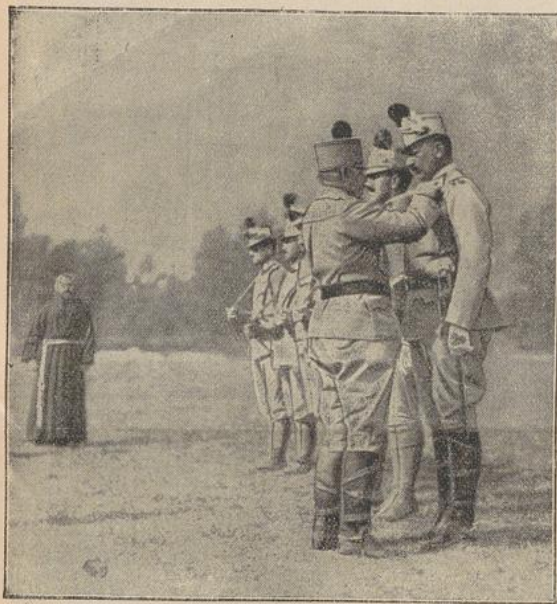


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Nachtigall.

zieher. Jede Steuer bestand damals in der Zehent-Abgabe. Jeder türkische Untertan und auch jeder Landbesitzer mußte den Zehent geben von allem, also von Früchten, Vieh, Heu, Obst, Eiern usw. Diesen Zehent verkaufte die Regierung an Privatpersonen. Bevor nun der Zehentkäufer oder der Einz zieher desselben den Zehent sammelte, bespückte er den Pascha mit einigen hundert Dukaten; dann konnte er machen, was er wollte. Er durfte noch so ungerecht vorgehen, niemand bekam gegen einen Zehent-Einnehmer Gehör. Oft nahm er dem Bauer die Hälfte, oft alles. Eine bis an die Zähne bewaffnete Bande zog im Lande herum, den Zehent zuerst aufzuschreiben und im Herbst oder Winter einzuziehen.

Diese Leute kamen nun auch zu uns nach Maria stern. Gewöhnlich sandte der Zehenteinnehmer zwei Abgesandte. Jetzt war die Frage bloß die: ob sie mit



Deflorierung eines Tiroler Landesjähnen durch einen Vorgesetzten; im Hintergrunde ein Feldpater.

fürchteten, oder ich sie. Denn aus Furchteinjagen hatten sie es absehen. Sie verlangten Einlaß ins Kloster, sie wollten alles sehen in Küche und Keller, im Garten und im Stalle, wollten alle Zweischgen, Bohnen und Kartoffeln zählen und taxieren usw. usw. . . . Doch meine Antwort war: „Du darfst nicht herein!“

— „Ich bin der Desetur (Zehenter) und muß alles wissen, was du hast, was du issest und trinkest.“ — „Aber ich bin ein Oesterreicher und kein Türke, und du darfst in mein Haus nicht eindringen ohne Wissen und Willen des österreichischen Konsuls.“

Während dieses Wortgeflechtes schob ich die beiden Abgesandten über die Stiege hinab. Mancher Bruder, der Zeuge dieses Vorganges war, zitterte am ganzen Leib und betete, daß es mir doch nicht ans Leben gehen möge. Ich aber gebärdete mich dabei wie einer, der keine Furcht kennt. Wehe mir, wenn ich eine Angst durchblicken ließ! Denn dann kannte ihre Anmaßung keine Grenzen mehr. Etwas besorgt war ich bloß, wenn sie betrunken zu mir kamen. Dann ließ ich mein Auge nicht von seiner (des Zehent-Einnehmers) Hand. Legte er diese an den Handschar (das große Haumeßer

im Leibgurt), dann wußte ich, war es Zeit, zu meinem letzten Auskunfts mittel, dem Hosenlupf, zu greifen, d. h. ich hätte ihn einfach nach allen Regeln der Kunst auf den Rücken geworfen und ihm den Handschar entziehen, bevor er auch nur einen Hieb führen konnte. Doch soweit kam es gottlob nie.

Das erstmal ließ ich den Zehenter nicht ins Kloster herein, aber ich führte ihn auf die Saatefelder hinaus und auch in unsere Scheune. Als er darin die Frühernte sah, jagte er: „Das ist strafwürdig; du mußt alles auf dem Felde stehen lassen, bis ich den Zehent gemessen und gezählt habe“. Meine Antwort war: „So magst du mit den bösnischen Pächtern reden; ich aber bin kein Pächter und kein türkischer Untertan. Ja jam Gospodie, ich bin der Herr, Ja jam Austryanski, ich bin ein Oesterreicher.“

Jeden nächsten Sommer kam der Zehenter zahmer nach Maria stern; zuletzt ließ mir der Zehent-Chef sagen: „Schätze deinen Zehent ab und sende mir das Geld“. — Was hat uns nun von der Gefahr gerettet, vom Zehenter aufgefressen zu werden? Der „Hosenlupf“. — Der Respekt der Türken vor dem österreichischen Kaiser (Austryanski Zar) war groß, aber ich glaube, damals wuchs er noch; mußte doch jeder türkische Beamte, der mit mir zu tun hatte, denken, wenn schon der Oesterreicher mit der Kapuze so austritt, wie wird erst der mit dem Tschako dreinfahren!

Möge sich keiner, der das liest, daran ärgern, daß ich als alter Mann und resignierter Abt solche Jugendhändel erzähle. Jeder handelt eben nach seinem Temperament, und zu manchem wurde ich durch die Umstände genötigt. Ich mußte mein mit vieler Mühe gegründetes Kloster gegen Uebergriffe und brutale Willkür schützen, und ich kann sagen: ich hab' mit Gottes Hilfe meinen Zweck erreicht.

(Schluß folgt.)

Die Nachtigall.

(Fortsetzung.)

Graf Sternburg fühlte sich von den unbeschreiblichen Mühen und Strapazen äußerst erschöpft und vermochte nur mühsam weiterzugehen. Den Bedienten, den er aus der Heimat mitgenommen, hatte er schon auf dem Hinweg in Wilna krank zurücklassen müssen; dafür hatte er einen jungen Soldaten aus seiner Grasschaft gebeten, ihm zur Seite zu bleiben. Dieser Mann hieß Georg Risch und war die treueste und redlichste Seele von der Welt.

„Georg, sei nun auf deine eigene Rettung bedacht“, ermahnte ihn der Graf, „siehe, ich komme nur langsam weiter und werde bald erliegen. Wenn du noch länger bei mir bleibst, wirst du mit mir umkommen.“ Der treue Soldat aber erwiderte: „Nein, Herr Graf, ich verlasse Sie nicht; ich will mit Ihnen leben und sterben!“

In diesem Augenblick kamen mit langen Speeren bewaffnete Kosaken auf ihren kleinen, schnellen Rossen dahergesprengt. Graf und Diener empfahlen ihre Seelen Gott, denn sie erwarteten beide den sicheren Tod. Die rauhen, häßlichen Krieger nahmen aber dem Grafen bloß den feinen blauen Mantel ab, der ihn bisher noch etwas gegen die Kälte geschützt hatte, rissen ihm sein Ordenskrenz von der Brust und sprengten davon, um anderswo reichere Beute zu machen. Georg bot seinen warmen Mantel dem Grafen an, der sich aber entscheiden weigerte, ihn anzunehmen. Doch Georg ließ nicht

nach mit Bitten. „Nehmen Sie ihn nur, Herr Graf,“ sagte er, „ich selbst kann die Kälte besser aushalten, denn ich bin von Kindheit an mehr daran gewöhnt.“ Er legte dem Grafen den Mantel um und fand bald darauf einen andern, den er einem erfrorenen Soldaten, der sich vergebens darin eingewickelt hatte, auszog.

„Georg“, sagte nun der Graf, „es ist unmöglich, auf dieser verheerten Straße die Stadt Smolensk, auf die man uns vertröstete, zu erreichen. Wir müssen, sei es zur Rechten oder zur Linken, einen andern, mehr abseits gelegenen Weg wählen. Vielleicht kommen wir zu gütigeren Leuten, die noch nicht geplündert worden sind, und die sich unser erbarmen.“

Sie gingen miteinander weiter und kamen zu einigen Hütten, aus denen sie, was ihnen neue, freundliche Hoffnung gab, bläulichen Rauch aufsteigen sahen. Sie nahten, allein die Bewohner betrachteten die beiden Krieger in der fremden Uniform als Feinde und wiesen sie unter harten Verwünschungen ab. — Später kam ein polnischer Jude herbei und redete sie freundlich an. Sie verstanden aber seine Sprache nicht. Nun nahm der Jude ein länglicht rundes Brot unter dem Arm hervor und hielt ihnen ein mit Stroh umwundenes Fläschchen Branntwein entgegen, wobei er auf die goldene Uhrfette des Grafen deutete, welche die vorhin plündernden Kosaken offenbar nicht bemerkt hatten. Der Graf zeigte ihm die goldene Uhr, ließ sie repetieren, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihm darauf herauszahlen müsse. Doch der Jude schüttelte den Kopf und tat, als wollte er weiter gehen. So gab ihm denn der Graf die Uhr und nahm dafür die wenigen Lebensmittel in Empfang. Er setzte sich auf einen Stein am Wege, schnitt das Brot an und gab das erste Stück seinem Diener. „Das ist ein teures Brot,“ meinte Georg, „die Uhr hat sicherlich einmal mehr als zwanzig Dukaten gekostet!“ — „Lieber Georg,“ entgegnete der Graf, „Brot ist notwendiger als Gold; laß uns Gott für seine Gabe danken!“

Nachdem sie mit dem Brote ihren Hunger gestillt und auch ein wenig von dem Branntwein genossen hatten, zogen sie durch die unermessliche Schneewüste weiter. Es war ein Glück für sie, daß alle Bäche und Moräste zugefroren waren; so wurden sie in der wüsten, morastigen Gegend nirgends aufgehalten. Nach einiger Zeit erreichten sie ein dichtes Fichtengebüsch, das ihnen gegen Sturm und Schneegestöber einigen Schutz gewährte, und wo sie überdies ein kleines, von Schnee freies Plätzchen fanden. Georg versuchte Feuer zu machen, was ihm aber nicht gelang. So saßen sie also, von Kälte zitternd, auf dem gefrorenen Boden. Die Fichten umher waren weiß von Reif, weit und breit sah und hörte man keinen Menschen, nur das heisere Getöse der Raben war zu vernehmen.

Da gedachte der Graf mit Sehnsucht seiner lieben Angehörigen in der Heimat, mit denen er ehemals in jenem lieblichen Wäldchen bei seinem Schlosse gesessen und dem Gesang der Nachtigall gelauscht hatte. „O wenn mancher Mensch wüßte, was ihm noch alles bevorsteht!“, sagte er, „wer hätte damals gedacht, daß ich einmal in diese schauerliche Wildnis voll Eis und Schnee, voll Nebel und Reif veretzt würde?“ Er faltete inbrünstig die Hände zum Gebete und rief: „O lieber Vater im Himmel oben, errette du mich aus diesem schrecklichen Lande und führe mich gesund und wohlbehalten wieder zurück in die Arme der lieben Meinigen!“

Bald konnte der Graf die Kälte nicht mehr aushalten, sie wurde ihm noch empfindlicher als die große Müdigkeit. Er raffte sich daher auf und versuchte schnell weiterzugehen, in der Hoffnung, die Bewegung werde wieder etwas Wärme in seine Glieder bringen. Allein bald konnte er keinen Schritt mehr tun. Da nahm ihn der treue Diener auf den Rücken und trug ihn an diesem und dem folgenden Tag. Zuletzt konnte aber auch er nicht mehr gehen; seine Stiefel waren durchgetreten, und die wunden Füße ließen blutige Spuren in dem Schnee zurück. Jetzt sprach der Graf: „Georg, ich habe nun ausgeruht und fühle mich nicht mehr müde. Jetzt wollen wir die Rollen tauschen; ich werde dich tragen.“ — Georg wollte das durchaus nicht zugeben. „Es ist nicht mehr weit bis zum nächsten Dorf“, sagte er, „wir sehen schon den Kirchturm; soweit können Sie allein noch kommen; wenn Sie aber mich tragen, dann erreicht



Der Hund als treuer und immer wachsender Begleiter im Schützengraben. (Aufnahme vom östlichen Kriegsschauplatz.)

vielleicht keiner von uns beiden den Ort. An mir ist nicht viel gelegen, wenn ich auch umkommen sollte; lassen Sie mich also hier und gehen Sie getrost alleinig weiter.“

„Nein, nein,“ erwiderte der Graf, „du hast dein Leben für mich gewagt; wärest du nicht bei mir zurückgeblieben, so wärest du jetzt schon längst mit den großen Truppen an einem sicheren Zufluchtsort. Weigere dich nicht länger; was du damals zu mir gesagt hast, sage ich jetzt zu dir: „Wir wollen miteinander leben und sterben.“

Georg blieb bei seiner Weigerung. „Es ist nun einmal zu viel“, sagte er schluchzend, „es schickt sich nicht und ich kann und darf es nicht zugeben.“ — „Mach keine Umstände“, erwiderte ernst der Graf, „ich befehle es dir!“ Mit diesen Worten nahm er ihn auf die Schultern und trug ihn weiter.

Sie kamen auf einen Fahrweg; nicht weit davon standen zwei Häuser, zu denen ein Fußweg führte. Sie klopfen an der Türe des einen Hauses. Die Hausfrau und einige Kinder schauten durchs Fenster heraus. Man öffnete ihnen aber weder die Türe, noch reichte man ihnen ein Stück Brot. Beide flehten in den rührendsten Ausdrücken um Mitleid und Erbarmen, allein da man hier nur russisch sprach, fanden die deutschen Worte keinen Weg zu den Herzen der Menschen.

Der Graf und sein Diener gingen zum zweiten Haus, sahen die Türe offen stehen und wollten hineingehen. Allein der Hausherr stieß sie mit Ingrimm zurück und schlug die Türe mit großer Heftigkeit zu. Betrübt gingen sie weiter, in der Hoffnung, das Dorf zu erreichen, das kaum eine halbe Stunde entfernt schien. Aber nachdem sie kaum hundert Schritte gegangen waren, wurde es dem Grafen übel. Er wollte sich auf einen umgestürzten Baumstamm setzen, sank aber halb ohnmächtig in den Schnee und sagte: „Nun denn, wenn es so Gottes heiliger Wille ist, will ich hier in Frieden sterben!“

Er bot seinem Diener Georg die Hand und sagte mit Tränen in den Augen: „Lebe wohl, du guter treuer Diener! Gott vergelte dir deine Liebe und Treue! Solltest du Sternfeld noch einmal sehen, so grüße meine Mutter und meine zwei Schwestern!“

4. Wo die Not am höchsten, ist Gottes Hilfe am nächsten.

In diesem Augenblick kam ein ansehnlicher Mann, groß und schön von Gestalt, in russischer, prächtig mit Zobelpelz verbrämter Kleidung in einem Schlitten auf der Straße gefahren. Er sah den fremden Offizier in den Schnee sinken und den jammernnden Soldaten neben ihm niederknien, fuhr sogleich hin, stieg aus und hörte eben noch die letzten Worte des Grafen. Da sagte er mit großer Freundlichkeit in deutscher Sprache: „Gott grüße Sie, meine lieben Freunde! Kommen Sie mit mir; mein Haus im nächsten Dorf steht Ihnen ganz zu Diensten. Alles, was ich habe, will ich mit Ihnen teilen!“

Er befahl dem Fuhrmann, den Schlitten umzuwenden, um ins Dorf zurückzufahren, half dem Grafen einsteigen und setzte sich zu ihm. „Oskinsty“, sprach er zu seinem Begleiter, „laß den braven Krieger neben dich in den Schlitten sitzen“; in wenigen Minuten waren sie bei dem bezeichneten Hause. Es sah aber viel schlechter aus, als es sich für einen so vornehm gekleideten Herrn schickte; auch die untere Stube, in die er sie führte, glich ganz einer gewöhnlichen Bauernstube. Der Herr holte indes eine zierliche, silberne Teemaschine, bereicherte sogleich auf dem Tisch von dem besten russischen Tee und schnitt von dem feinsten russischen Brot dazu auf. „Trinken Sie“, sagte er freundlich, „das wärmt! Indes will ich sehen, was ich Ihnen zu essen vorsetzen kann.“

Er ging, kam sogleich wieder und sagte: „Sie müssen schon vorlieb nehmen; es ist nichts mehr da, als ein Wildbraten, der aber schon angechnitten ist und das zweitemal auf den Tisch kommt. Indes werden Sie ihn gut finden; ich habe schon zu Mittag gespeist und war mir so lieber Gäste nicht gewärtig.“

Ueber eine Weile trug ein Diener einen großen Hirschziemer auf und brachte dann eine Flasche köstlichen Portwein nebst drei geschliffenen, kristallhellen Gläsern. Die ausgehungerten Menschen aßen, und der Hausherr sah ihnen mit sichtbarem Vergnügen zu, daß es ihnen so gut schmeckte. Da er sah, daß sie kaum zu reden vermochten, wollte er sie nicht mit vielen Fragen belästigen, und erkundigte sich bloß nach ihrem Namen, ihrer Heimat und zu welchen Truppen sie gehörten.

Hierauf redete er mit Oskinsty in russischer Sprache, gab ihm, wie es schien, mehrere Befehle, ging dann eilends hinaus, kam über eine gute Weile wieder, setzte sich neuerdings zu ihnen, schenkte ihnen von dem Weine ein und stieß mit ihnen an mit den Worten: „Alle braven Streiter sollen leben! Ich beteure Ihnen, daß

mir, obgleich ich russischer Untertan bin, das traurige Schicksal Ihrer Landsleute sehr leid tut. Ich weiß, daß Sie eigentlich unsere Feinde nicht sind. Wir haben nur einen Feind, Napoleon, jenen Mann, auf dessen allgewaltigen Willen alle die Hunderttausende in unser Land eindringen mußten. Doch jetzt hat ihn Gott gerichtet!“

(Fortsetzung folgt.)

Mahnung.

Wenn du ein Dörnlein von der Krone Christi hast
So freue dich! was gern du trägst, wird nicht zur Last.
Und flücht der Vater dir aus Dornen eine Krone,
So klage nicht! Er stellt dich gleich dem Gottessohne.

Wenn du ein Fünklein von dem Lichte Christi hast,
So laß es brennen! schür' es ohne Ruh' und Raß,
Bis hell es sprüht als Liebesflamme dir im Herzen;
Denn solche Flamme glüht als schönste aller Kerzen.

Wenn du ein Tröpflein von der Liebe Christi hast,
So lade Not und Armut gerne dir zu Gast!
Der uns versprach, gereichten Wassertrunk zu lohnen,
Ist noch an Güte groß und reich an Himmelskronen.
W. Edelmann.

Gehet zu Joseph!

„Seit vielen Jahren hatte ich eine bössartige Wunde am Auge, die trotz allen angewandten Mitteln und ärztlicher Hilfe nicht heilen wollte. In meiner großen Sorge nahm ich meine Zuflucht zum hl. Josef und bin in meinem schweren Anliegen erhört worden, bitte um ferneren Schutz und Segen für mich und auch für meine Familie. Zu Ehren des hl. Josef versprach ich die Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“ und ein Almosen von 10 Mark.“

Man schreibt uns: „Wir haben mehrere Brüder im Feld und waren genötigt, einen Knecht einzustellen. Unser Vater war dreimal auf der Suche, aber umsonst. Durch das „Vergißmeinnicht“ aufgemuntert, nahmen wir unsere Zuflucht zum hl. Josef, versprachen ein Almosen zum Loskauf eines Seidenfindes und Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“. Ganz unerwartet kam ein Knecht 12 Stunden weit her und suchte einen Dienst, den er bei uns fand. Anbei 21 M.“

Aus Wiebelsbach. Dank dem hl. Josef für Errettung aus großer Gefahr unseres in Rußland kämpfenden Sohnes. Missionsalm. dkb. erh. — Eine Leferin des Berg. schreibt: Durch die Gebetserk. im Berg. aufmerksam gemacht, wandte ich mich mit Vertrauen an das h. Herz Jesu, die lb. Muttergottes und den hl. Josef und habe Erhörung gefunden. Mein Mann hatte sich durch einen Sturz ein Fußleiden zugezogen, ich erkrankte an Blutvergiftung und fanden beide rasche Hilfe. 12 M. Missionsalm. liegt bei. Herzl. Dank Jesu, Maria und Josef für erhörte Bitte und um Schutz für unsere Soldaten.

Eine Ordensschwester dankt dem göttl. Herzen Jesu, der allers. Jungfrau Maria, dem hl. Josef und dem hl. Antonius für Erhörung und bittet um weitere Hilfe. — Holzkirchbarnen: Dank dem göttl. Herzen Jesu, dem hl. Josef und hl. Antonius für Hilfe in schwerer Krankheit. Missionsalmosen war versprochen.

Ich hatte eine schwere Blutvergiftung an der rechten Hand. Der Arzt meinte, die Hand müsse abgenommen